

Ina Dietzsch

## Grenzen überschreiben? Ein deutsch-deutscher Gemeinschaftsbriefwechsel<sup>1</sup>

Die beiden hier vorgestellten Briefe sind Teil einer Korrespondenz zweier Familien in Leipzig und Essen. Sie begann mit einem Weihnachtspaket und einem Brief, mit denen Hubert Schneider aus Essen 1958 wieder Kontakt zu seinem ehemaligen Freund Herbert Buch in Leipzig aufgenommen hatte,<sup>2</sup> und hielt bis 1991 an. Es existieren noch 533 Briefe und Postkarten.<sup>3</sup> Auch wenn es sich um das Wiederanknüpfen an eine Freundschaft handelt, wird in dieser Korrespondenz ein Charakteristikum deutlich, durch das sich sehr viele deutsch-deutsche Briefwechsel über die Grenze hinweg auszeichneten. Es ging weniger um die Aufrechterhaltung einer Beziehung, die vorher in ähnlicher Weise schon bestanden hätte, als vielmehr um eine Beziehung, die durch die Teilung erst ihren spezifischen Charakter erhielt und die zugleich bestimmte biografische Funktionen erfüllte, auf die noch einzugehen sein wird.

Die auf diese Weise etablierten Beziehungen zwischen Ost und West, die häufig nur in Form des Briefwechsels und ohne die Möglichkeit persönlicher Begegnungen bestanden, waren in hohem Maße auf Regeln und Konventionen angewiesen. Die Einhaltung dieser Regeln wurde durch ‚Sicherungssysteme‘ gewährleistet, die allgemein dafür sorgten, dass die Briefkommunikation funktionierte – auch ganz pragmatisch in dem Sinne, dass man sich gegen Unregelmäßigkeiten des durch Zensur und Kontrolle bestimmten Postverkehrs zu schützen suchte. Die Briefe wurden nach verschiedenen Systemen nummeriert, es wurden Durchschläge geschrieben, Ausgangsbücher geführt, und die Dankesformeln zu Beginn eines Briefes wurden ergänzt durch eine exakte Aufzählung aller Briefe, versehen mit genauem Empfangsdatum. Abweichungen bzw. Verstöße gegen diese Regeln wurden thematisiert und sanktioniert. Die Anfangs- und

---

1 Dieser Text geht in wesentlichen Zügen zurück auf meine Dissertation, die 2004 unter dem Titel *Grenzen überschreiben? Deutsch-deutsche Briefwechsel 1948–1989* im Böhlau Verlag erschienen ist. Ich habe die Interpretation von damals übernommen, weil ich der Meinung bin, dass sie, auch wenn ich sie heute anders angehen würde, in den Hauptpunkten nach wie vor gültig ist.

2 Die Personen sind anonymisiert.

3 Der hier ausgewertete Briefwechsel wie auch alle weiteren, die für die Dissertation verwendet wurden, befindet sich in meinem Privatarchiv. Weitere von mir gesammelte und nicht verwendete Korrespondenzen befinden sich im Museum für Kommunikation in Berlin.

Schlusssequenzen der beiden hier wiedergegebenen Briefe zeigen diese Sicherungssysteme sehr deutlich: Penibel werden die eingetroffenen und abgeschickten Briefe der letzten Monate aufgezählt:

Wir haben am 11.7. den lange erwarteten Brief von Dir, lb. E. bekommen [...]. Unsere letzten Briefe, mit denen wir Eure Endorfer Post bestätigt hatten (vom 10.5.) – nach Endorf vom 6. u. 10.5.80, stellen die Verbindung zu unserer heutigen Post her (S. 395),

schreibt Herbert Buch zu Beginn seines Briefs vom 16. Juli 1980. In der Schlusspassage wird die Erwartung einer baldigen Antwort geäußert und werden mögliche Störfaktoren der postalischen Beförderung reflektiert:

Wir hoffen, daß Ihr diesen Brief recht schnell erhaltet und bitten um baldige Antwort. Jetzt in der Ferienzeit klappt auch die Postzustellung nicht reibungslos. Evtl. Verzögerungen haben darin ihren Grund. (S. 398)

Eine weitere Konvention, die eine reibungslose Briefkommunikation erleichtert, ist, dass vom Gegenüber angesprochene Themen im Antwortbrief wieder aufgenommen werden. Dabei ist Herbert Buch in seinem Brief fast akribisch, indem er sogar die Nummerierung von Erika Schneider übernimmt und die Punkte aus ihrem Brief ausführlich abhandelt. Auf den ersten Blick wirkt sein Brief dann auch durchaus empathisch. So nimmt Herbert Buch Anteil an der mündlichen Magisterprüfung der Tochter Rita Schneider („wir denken daran“; S. 395); um sein Interesse am Gegenüber zu artikulieren, stellt er sogar die Illusion mündlicher *face-to-face*-Kommunikation her: „Doch ehe ich zu uns komme, wollen wir erst einmal hören, wie Hubert die Kur bekommen ist“ (S. 395). Trotz dieser auf Kontinuität, Austausch und Verständigung zielenden Maßnahmen kommt es aber gerade mit diesem Brief vom 16. Juli 1980 zu einer Krise innerhalb der Briefkommunikation zwischen den beiden Familien. Herbert Buchs Brief blieb fast vier Monate lang unbeantwortet, erst am 7. November antwortete Erika Schneider und nannte auch gleich den Grund für das Stocken des Briefverkehrs:

Es lag diesmal nun wirklich nicht an der Post, daß Ihr seit Juli nichts von mir hörtet. Die beiden Briefe von Herbert vom 16.7. u. 1.10. enthielten sovieler sportliche, politische u. andere negative Passagen, daß ich einfach den Dreh zum Beantworten der Briefe nicht bekam. (S. 398)

Die aufgetretene Kommunikationsstörung ist eng mit einem weiteren Aspekt verbunden, der für viele langjährige persönliche Korrespondenzen über die deutsch-deutsche Grenze hinweg charakteristisch ist und der im Folgenden im Mittelpunkt stehen soll: Es handelt sich nicht um die Kommunikation zwischen zwei Einzelpersonen, sondern um eine Briefgemeinschaft, aus deren Größe und Zusammensetzung sich Folgen für die inhaltliche Gestaltung, die Vertraulichkeit der Mitteilungen oder die Tabuisierung von bestimmten Themen ergaben. Davon, wer in welchem

Maße angesprochen wurde oder wer selbst schrieb, hing ab, welche Themen verhandelt werden konnten und welche Erwartungen man an die Form der Korrespondenz hatte. Von den Kindern erwartete man vor allem Dankes- und Glückwunschbriefe, von einer als schreibfaul geltenden Person keine ausführlichen und von einer schreibungeübten keine poetisch formulierten Zeilen.

Während in der Briefbeziehung zwischen den Familien Schneider und Buch zu Beginn die Männer noch aushandelten, wer wieviel in die Beziehung investiert, begannen zugleich die Ehefrauen, sich parallel über ‚Frauenthemen‘, wie sie es ausdrücklich selbst nannten, auszutauschen. Sie schrieben über Probleme, die sie mit ihrer Arbeit oder der Familie hatten, und plauderten über das Gedeihen der Kinder. Organisatorisch realisierten die Briefautorinnen und -autoren die Trennung, indem die Korrespondenz über längere Zeit tendenziell in Frauen- und Männerbriefe (oder -briefabschnitte) unterteilt wurde. Zugleich waren aber alle nächsten Angehörigen als Lesende einbezogen, Kinder schickten gelegentlich kleine Dankesbriefe mit, und die Tochter der Familie Schneider blieb auch nach ihrem Auszug aus dem Elternhaus bis 1991 mit Frau Buch in Leipzig in Kontakt.

Von zentraler Bedeutung für diese wie für zahllose andere deutsch-deutsche Korrespondenzen ist somit ihr Charakter als Gemeinschaftsbriefwechsel. Ein methodisches Instrumentarium für die Analyse solcher Briefe haben William I. Thomas und Florian Znaniecki bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in Bezug auf Auswandererbriefe mit dem Begriff *bowing letter* angedacht.<sup>4</sup> Darunter verstehen die Autoren nicht nur Familienbriefe, sondern generell Gemeinschaftsbriefe, die als solche insbesondere mittels Grußformeln, mit denen alle gemeinsamen Bekannten bedacht werden, markiert sind. Das Aufrechterhalten einer Gemeinschaft über eine räumliche Distanz hinweg ist den Autoren zufolge die wichtigste Funktion von Auswandererbriefwechseln. Damit verbunden ist als weitere Funktion der Briefe ihr Stellvertretercharakter, d. h. die Gegenwart abwesender Gruppenmitglieder wird so ersetzt, dass sie ihrer sozialen Rolle in der Gemeinschaft mit Hilfe der schriftlichen Kommunikation weiterhin gerecht werden können. Um eine überzeugende Präsenz der Abwesenden für alle Gemeinschaftsmitglieder herzustellen, ist, wer zur Gemeinschaft gehört, auch berechtigt die Briefe zu lesen.

Das Verständnis von Briefwechseln als Austausch von Gemeinschaftsbriefen mit mehr als zwei Beteiligten ist bedeutsam für deren Analyse. So wird schon in den unterschiedlichen Anreden und Schlussformeln

---

4 Vgl. William Isaac Thomas u. Florian Znaniecki: *The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group.* Bd. 1. Boston 1918. S. 303.

der beiden Briefe ein Konflikt deutlich: Während Herbert Buch in seinem Brief vom 16. Juli 1980 die Anrede „Liebe Erika u. Hubert!“ (S. 395) verwendete und der Brief mit „Eure Buchen-Familie“ (S. 398) unterzeichnet ist, ist der Gegenbrief nur an die „Liebe Edelgard“ (S. 398) adressiert und mit „Deine[ ] Erika“ (S. 400) unterschrieben. Herbert machte seine Position als Familienoberhaupt und Repräsentant der „Buchen-Familie“ geltend, indem er auf beiden Seiten die gesamte Familie einbezog. Erika hingegen legte Wert auf einen „Frau-zu-Frau-Brief“ (S. 398) und schrieb auch selbst einen solchen, in dem sie sich dann sowohl über Herberts unsensible Art des Schreibens als auch über ihren eigenen Mann oder den „unmögliche[n] Nachbar[n]“ (S. 400) beschweren konnte. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass sie damit rechnete, dass der Brief trotzdem von allen gelesen wird. Vielmehr war der Briefwechsel, wie aus weiteren Briefen deutlich wird, für die beiden Frauen ein Ort, an dem Anerkennung und Aufmerksamkeit für alltägliche Sorgen und Nöte verhandelt werden konnten. Dass sie den Briefwechsel als einen Familienbriefwechsel führten, in dem alle mitlesen und mitschreiben konnten, hatte so beispielsweise den Effekt, dass sie über ihn auch Einfluss auf die Geschehnisse innerhalb der eigenen Familie nehmen konnten. Wenn die Familie Schneider einen Brief von Edelgard Buch erhielt, die darin Erikas Geschicklichkeit bei Handarbeiten bewunderte oder ihr für ihre Tüchtigkeit ein Hausfrauen-Diplom verleihen wollte, wurde diese Anerkennung familienöffentlich und von allen anderen Haushaltsmitglieder wahrgenommen. Ähnliches kann auch für gesundheitliche Probleme festgestellt werden. Wenn Erika Schneider Edelgard ermahnte, sie solle wegen ihrer Zahnbeschwerden nicht mehr länger warten, sondern einen Arzt aufsuchen, kann davon ausgegangen werden, dass dies auch Teil des Familiengesprächs der Familie Buch wurde.

Die (auto-) biographische Arbeit, die in der Regel charakteristisch für das Briefschreiben ist, fand in einer solchen Konstellation unter ganz besonderen Bedingungen statt. Sie ist eng verbunden mit dem Status einzelner Personen innerhalb der Briefgemeinschaft, die als Ehepaar oder Eltern und Kinder auch in anderen Bereichen des Alltags miteinander interagierten. Damit ist eine weitere Eigenschaft dieser Briefwechsel angesprochen: In Korrespondenzen, die über viele Jahre hinweg erfolgreich aufrechterhalten werden, ohne dass sich die Briefpartnerinnen und -partner regelmäßig begegnen, erschaffen sich die Mitglieder der Briefgemeinschaft gemeinsam eine eigene Vorstellungswirklichkeit. Im Laufe der Zeit entsteht eine Welt, in der Regeln gelten, die nicht mehr ohne weiteres auf

andere Situationen im Alltag übertragbar sind. Durch „Realitätsfiktion“<sup>5</sup> bleibt die Briefwirklichkeit dennoch mit anderen Wirklichkeiten jenseits der Korrespondenz inhaltlich wie auch sprachlich verbunden.

Der Glaube an die Authentizität der Person wird u. a. aufrechterhalten, indem sich die Interaktionspartnerinnen und -partner in Briefwechseln ähnlich wie im *face-to-face*-Umgang miteinander als ‚Identitäten‘ wahrnehmen, also immer davon ausgehen, dass der/die mit dem gleichen Namen Bezeichnete von heute auch noch der/die aus dem letzten Brief ist. Das wiederum motiviert die Schreibenden zu einem Streben nach einer tendenziell kohärenten Erzählung von sich selbst, in der Differenzierungen außen vor gelassen werden und die eher bestätigenden Charakter hat. Statt Identität jedoch als analytischen Begriff zu gebrauchen, spreche ich präziser von *Images* im Sinne Goffmans: „Image ist ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild, – ein Bild, das die anderen übernehmen können.“<sup>6</sup> Es ist

nur eine Anleihe von der Gesellschaft; es wird entzogen, es sei denn man verhält sich dessen würdig. Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehung zum Image machen aus jedem Menschen seinen eigenen Gefängniswärter; dies ist ein fundamentaler Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle gerne mag.<sup>7</sup>

In einem längere Zeit andauernden Briefkontakt entstehen mehr oder weniger verbindliche soziale Beziehungen, die für die von beiden Seiten gemeinsam aufgebauten und anerkannten Images Kontinuität und Kohärenz erzwingen. Damit wird der alltägliche, langjährige Briefwechsel zu einem wichtigen Teil des gesamten autobiographischen Prozesses eines Schreibers oder einer Schreiberin. Dieser Prozess vollzieht sich prinzipiell in jeder interaktiven Situation, in der eine Person von sich spricht oder schreibt. Doch existieren verschiedene institutionalisierte Formen der Selbstthematisierung, die diesen Prozess strukturieren und unterstützen. Alois Hahn zählt dazu z. B. die Beichte, die Autobiographie, das Tagebuch, das psychoanalytische Gespräch, das mit wissenschaftlichem Interesse geführte biographische Interview.<sup>8</sup> Sie zeichnen sich alle durch einen gewissen Grad der Formalisierung aus, sie regeln Maß und Form, in denen das Selbst thematisiert werden kann, und sie unterstützen die Konstruktion und Aufrechterhaltung (kohärenter) Selbstbilder. In den Gemein-

5 Vgl. Jerome Bruner: The Reality of Fiction. In: McGill Journal of Education 40 (2005), H. 1 (unpag.)

6 Erving Goffman: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt/M. 1971. S. 10.

7 Ebd., S. 15.

8 Vgl. Alois Hahn: Identität und Selbstthematisierung. In: Alois Hahn u. Volker Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt/M. 1987. S. 9–24.

schaftsbriefwechseln mussten – anders als im Fall der Zweierbeziehung – Images entworfen werden, die zwischen den verschiedenen Wirklichkeits-ebenen, dem kontinuierlichen *face-to-face*-Kontakt innerhalb der jeweiligen Familie und dem schriftlichen Austausch über die Grenze hinweg, vermittelbar blieben.

Im Briefwechsel zwischen den Familien Buch und Schneider werden die Verhandlungen um die jeweilige Position innerhalb der Briefgemeinschaft mit den Positionen in den Familien besonders anschaulich: Herbert Buch thematisiert sich selbst als geschlagenen Mann, dessen Gesundheit und körperliches Wohlbefinden nach dem Krieg dauerhaft geschädigt blieb und der alles, was zuvor seine gesellschaftliche Anerkennung ausgemacht hatte, verloren hat. Unter diesen Umständen vermittelte er bereits in seinen Briefen Anfang der 1950er Jahre, dass er sich mit Ende 30 alt fühle. In dieser als besonders schwierig wahrgenommenen Lage suchte er nach Unterstützung in einer Männerfreundschaft, von der er Zuspruch, Anerkennung und Verständnis erwartete. Diese Hoffnung gab er lange nicht auf und nutzte den Familienbriefwechsel, den im wesentlichen Erika Schneider mit der Familie Buch führte, trotzdem so, als gäbe es die Männergemeinschaft und damit die Möglichkeit, in diesem Rahmen in langen Erzählungen sein Leben zu evaluieren und über seine Krankheiten zu berichten. Er deutete sein Älterwerden und seine Krankheiten als Folge schlechter Lebensbedingungen nach dem Krieg und band sie zudem autobiographisch in eine Geschichte von Schicksalsschlägen ein, die ihn jeden Halt verlieren ließen. Diese Geschichte führte er bis in die 1980er Jahre fort, eine Geschichte des Scheiterns als Mann, als Vater und Ehemann, die er seinem Freund nahe zu bringen versuchte. Für solche intimen Belange nutzte er den Schutzraum der Männerfreundschaft, der ihm vermeintlich zur Verfügung stand. Zu Beginn schrieb er konsequent in der Anrede an Hubert Schneider, obwohl dieser nie selbst antwortete. Dann nahm er eine Unterscheidung in Frauen- und Männerbriefe vor, die von den Frauen akzeptiert und übernommen wurde, und unterstrich zugleich, nicht unmittelbar an einer Familienfreundschaft interessiert zu sein, sondern seine Briefe nach wie vor direkt an den Freund adressieren zu wollen. Allmählich übernahm er dann die Familienanrede.

Nachdem Herbert Buch einen Schlaganfall erlitten hatte und Invalidentrentner wurde, erwuchs aus dieser Konstellation 1980 ein Konflikt. Der Brief vom 16. Juli 1980 zeichnet sich in diesem Sinne eben nur auf den ersten Blick durch Empathie und Verständnis für das Gegenüber aus. Die interessierte Frage nach Huberts Kur beispielsweise dient dazu, die eigene Alltagssituation derjenigen des Freundes in konfrontativer Weise gegenüberzustellen: „es ist schön, wenn er [Hubert] bis zur Rente jedes Jahr eine Kur bekommt (ich habe ja bis zu meiner Rente ganze 2 Vorbeu-

gungskuren bekommen).“ (S. 395) Die Debatte um die Renovierung der eigenen Wohnung funktioniert nach einem ähnlichen Prinzip. Herberts Argumentation „Gerade an diesem Beispiel seht ihr am besten, wie weit Ost u. West entfernt sind“ (S. 397), ist hier sehr offensichtlich unpassend als Indiz für eine bessere Versorgungslage im Westen gewählt. Schließlich hatte Hubert ja selbst, wie Edelgard betont, die zügige Renovierung der Schneiderschen Wohnung bewerkstelligt.

Herberts Klagen in seinem Brief vom 16. Juli 1980 gipfeln schließlich darin, dass er am Ende Störungen in der Briefkommunikation ankündigt, die nun nicht mehr äußerlich in der unsicheren Briefzustellung über die Grenzen hinweg, sondern in der eigenen schlechten gesundheitlichen Verfassung (und der Tatsache, sich ‚als armer Rentner‘ keine neue Schreibmaschine leisten zu können) begründet seien: „Viele derartige Briefe kann ich sicher nicht mehr schreiben, denn mein persönlicher Zustand [...] ist] zu schlecht.“ (S. 398)

Auf diesen Brief hin reagierte Erika Schneider fast vier Monate lang nicht. Offensichtlich war sie nicht mehr bereit, das Phantom des Männerbriefwechsels weiter mit zu tragen. Erst auf Nachfragen von Edelgard Buch schrieb sie wieder, nun eindeutig an die Brieffreundin gerichtet. Ihr Brief vom 7. November 1980 enthält ebenfalls einige ‚Verstöße‘ gegen die Regeln (Jammern, das Aufzählen von Unterschieden zwischen Ost und West nach der Manier ‚uns geht es schlecht, Euch geht es gut‘). Jedoch scheinen sie als Reaktion auf Herbert Buchs Kommunikation legitimiert. Um den Konflikt nicht in einer Spirale von gegenseitigen Regelverletzungen eskalieren zu lassen, versuchte Edelgard Buch zu vermitteln. Sie schrieb:

Am 13.11. kam das lang erwartete Lebenszeichen von Dir hier an. Einerseits waren wir froh, daß nichts verloren gegangen ist. Andererseits war Herbert sehr bekümmert über das, was er mit seinen zwei Schreiben angerichtet hat. Ich darf Dir versichern, daß es keineswegs in seiner Absicht lag, Euch in irgend einer Weise zu kränken oder zu kritisieren. Er hat eine Nacht nicht geschlafen, weil ihm die ganze Sache so nahe ging. [...] Mündlich könnten sie [die Männer] sich natürlich darüber austauschen und dann wäre sicher auch ein Mißverständnis vermeidbar. Schriftlich sieht es immer etwas anders aus. Also, wie gesagt, er wollte Euch nicht ärgern.

Die Vermittlung gelang und Herbert Buchs Image wurde in der Briefgemeinschaft gemeinsam umgeschrieben. Als ewig nörgelnder, alter Mann, dem man seine Fehlritte verzeiht, wurde von nun an seine Meinung nicht mehr in dem Maße ernst genommen, dass sie die Beziehung hätte gefährden können. Eine solche Position konnte sowohl von ihm selbst als auch von den Frauen mit den psychischen Folgen seines Schlaganfalls gerechtfertigt und damit ohne Gesichtsverlust anerkannt werden.

Die Frauen hatten sich mit ihren Interessen durchgesetzt und definierten den Briefwechsel so um, dass kein Platz mehr für ‚Männerprobleme‘ blieb. Sie eigneten sich den Raum der Briefgemeinschaft nun vollkommen an und besetzten ihn mit den für sie interessanten Themen. Statt Fußball und weltpolitischer Probleme wurden Hausarbeit, Kinder und Edelgard Buchs Erfahrungen in ihrem Arbeitskollektiv verhandelt. Zugleich konnte Erika Schneider ihr eigenes Image und das ihrer Familie aufrechterhalten:

Mein Leben bestand darin, Frau u. Mutter zu sein. [...] Wir haben immer u. immer wieder versucht, von dem was wir hatten, mit offener Hand Freude zu bereiten u. abzugeben an die, die weniger haben als wir. Hüben wie drüben. Hubert legte, wenn er konnte eine Sonntagsschicht ein u. die Kasse stimmte wieder. (S. 399)

Das positive Image der eigenen Familie wurde auf die selbst erbrachte Leistung zurückgeführt und damit Herberts Argumentation zurückgewiesen, der Familie Schneider gehe es aufgrund der äußeren Umstände im Westen besser. Zugleich kehrte Erika Schneider die Argumentation um, indem sie ihrerseits Stereotype über das Leben in Ost und West aufrief: Während in der DDR Bahnfahrten günstig seien und jeder nach der Ausbildung Arbeit finde, leide man in der Bundesrepublik unter hohen Teuerungsraten und Arbeitslosigkeit: „Siehst du, das sind so kleine Probleme, die auch wir haben“ (S. 400). Die Antithesen in der Darstellung der beiden deutschen Staaten, die sich ähnlich auch bei Herbert Buch fanden, werden von Edelgard Schneider also unter umgekehrtem Vorzeichen fortgeführt. Hierin zeigt sich das charakteristische Paradoxon der Ost-West-Korrespondenzen, dass die Briefe einerseits von der Konstruktion von Gemeinschaft handeln (und dies sowohl auf der Ebene der konkreten Beziehungen als auch auf der nationalen, familiär gedeuteten Gemeinschaft der ‚Brüder und Schwestern in Ost und West‘). Zugleich fand durch sie andererseits die Differenz der Lebensbedingungen und eine politisch gesetzte Trennung Eingang in den Alltag der Menschen auf beiden Seiten. Im unter den Frauen ausgehandelten Modell einer Briefgemeinschaft ließ sich dieses Paradoxon deutlich erfolgreicher handhaben und die Kommunikation, nun als Korrespondenz zwischen Frauen, die doch zugleich weiterhin ein Gemeinschaftsbriefwechsel blieb, konnte noch bis 1991 fortgeführt werden.

Nach der Wende brachen für diesen Briefwechsel genauso wie für viele andere Ost-West-Beziehungen die Bedingungen ihrer Existenz zusammen oder ihre autobiographisch positionierende Funktion hatte sich erfüllt. Die gesellschaftliche Konstruktion der Ost-West-Differenz verla-



gerte sich von nun an zunehmend auf Medienereignisse und öffentliche Debatten.<sup>9</sup> Privater Briefverkehr war dafür kein adäquates Medium mehr.

---

9 Vgl. Ina Dietzsch: Die Erfindung der Ostdeutschen. In: Eva Schäfer u. a (Hg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende. Münster 2005. S. 92–106.





